

Zeitschrift: Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur

Herausgeber: Verein für Bündner Kulturforschung

Band: - (2007)

Heft: 5

Artikel: Zum Abschluss der Konservierung und Restaurierung der Kathedrale St. Mariae Himmelfahrt in Chur

Autor: Rutishauser, Hans

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-398897>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.04.2026

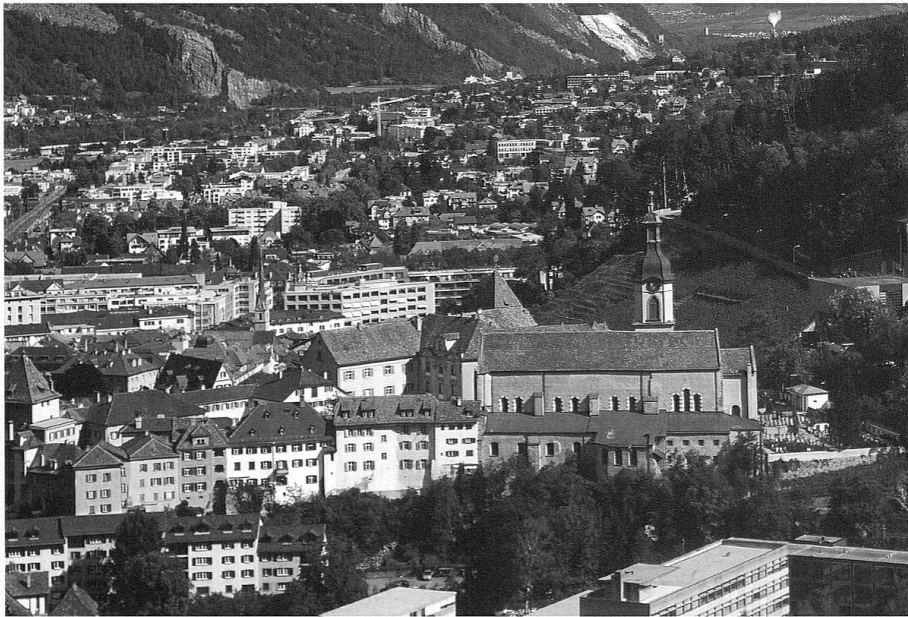
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Beiträge

Zum Abschluss der Konservierung und Restaurierung der Kathedrale St. Mariae Himmelfahrt in Chur

Hans Rutishauser

Nach zehn Jahren intensiver Planungs-, Beratungs- und Bautätigkeit wurde die Kathedrale St. Mariae Himmelfahrt am 7. Oktober 2007 durch die Bischöfe Amédee Grab und Vitus Huonder neu geweiht. Sie erfüllt erneut ihre Bestimmung als Hauptkirche des Bistums Chur, wie schon seit 80 Generationen.



Die frisch restaurierte Kathedrale St. Mariae Himmelfahrt auf dem Hofhügel über der Altstadt von Chur. Blick gegen Norden (Foto: Reto Führer, Felsberg).

Das Bistum Chur und sein Bischofsitz mit der Kathedrale auf dem Hof über der Altstadt von Chur bestehen seit rund 1600 Jahren; ein einzigartiges Beispiel von Kontinuität einer auch heute noch bestehenden Institution am selben Ort. Bei der jüngsten Konservierung und Restaurierung der Churer Kathedrale in den Jahren 2001-2007 wurde bewusst auf eine umfassende archäologische Flächengrabung verzichtet. Eine solche wäre zwar kirchenhistorisch und landeskundlich von hervorragender Bedeutung gewe-

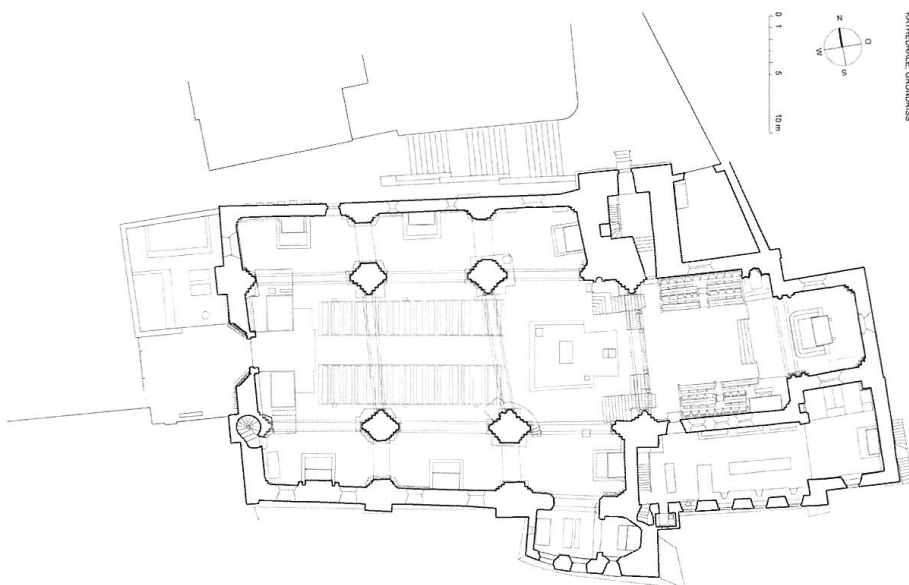
sen, doch zeigte das Restaurierungskonzept, dass eine Gesamtgrabung vermeidbar war. Drei Gründe bewogen die Verantwortlichen, auf eine solche Grossgrabung zu verzichten:

1. Künftige Generationen werden die Bodenforschung mit noch verfeinerten Methoden durchführen können.
2. Die beträchtliche Bauverzögerung von mehreren Jahren konnte vermieden werden.
3. Die personellen und materiellen Mittel für eine solche Gesamtgrabung fehlen zur Zeit im Kanton Graubünden.

In der Ostkrypta, die einen neuen Mörtelboden erhielt, im Bereich der hölzernen Banklager im Kirchenschiff sowie überall dort, wo Architekt Walther Sulser bereits 1921 archäologische Sondierungsschnitte angelegt hatte und vor allem nördlich ausserhalb der Kathedrale, im Gassenraum zur Domkustorei, wurden archäologische Bodenforschungen vom Archäologischen Dienst Graubünden durchgeführt (vgl. den Beitrag von Manuel Janosa S. 383–390). Diese Untersuchungen wiesen die Westausdehnung der Vorgängerbauten im Bereich der beiden westlichen Bündelpfeiler nach. Ausser den beiden von Sulser ergrabenen Vorgängerkirchen fanden die Archäologen zahlreiche weitere Mörtelböden, die eine rege Bautätigkeit zwischen dem 4. und dem 12. Jahrhundert belegen.

Der Bau und seine Ausstattung

Die heutige Kathedrale ist eine spätromanische Anlage mit basilikalem Querschnitt, drei Schiffen, einem Altarhaus und Pres-



Kathedrale St. Mariae Himmelfahrt, Chur. Grundriss (Architektengemeinschaft Rudolf Fontana und Gioni Signorell).



Kathedrale St. Mariae Himmelfahrt, Chur. Blick Richtung Chor. Nach der Restaurierung (Foto: Reto Führer, Felsberg).

byterium sowie einer darunter liegenden zweiräumigen Krypta. Dieser hochmittelalterliche Neubau wurde in der Mitte des 12. Jahrhunderts in der Regierungszeit des Zisterzienserbischofs Adalgott (1151–1160) begonnen. Der Baufortgang erfolgte von Osten nach Westen, d.h. die beiden Krypten sowie Altarhaus und Presbyterium wurden erstellt, während westlich davon der karolingische Vorgängerbau des 8. Jahrhunderts noch bestand und weiterhin benützt werden konnte. 1178 erfolgt die Weihe des Choraltars, 1208 jene des Kreuzaltars. Damit konnte im neu gebauten Ostteil der Bischofskirche der Gottesdienst nahtlos aufgenommen werden, erst anschliessend wurden bis 1272 die drei Schiffe errichtet. Die südseitige Laurentiuskapelle hat man schliesslich 1467 angefügt.

Bedeutende Ausstattungsstücke der Spätgotik sind das Sakramentshaus aus Sandstein des Meisters Claus von Feldkirch aus dem Jahr 1484 sowie der Sarkophag aus rotem Veroneser Knollenmarmor mit der Liegefigur Bischof Ortliebs von Brandis, ein Werk des Jakob Russ von Ravensburg, der auch den Flügelaltarschrein auf dem Hochaltar schuf.

Aus der Mitte des 17. Jahrhunderts stammen die zwei Altaraufsätze der Seitenkapellen und die beiden Retabel an der Chorschulterwand, die Stuckdekoration und der Stuckaltar in der Südwestkapelle, sowie die Gewölbemalereien in den Seitenschiffen. Zur Zeit des Régence, um 1730, wurden die Stuckmarmorkanzel errichtet, die Ostkryptagewölbe mit Stuckaturen geziert und die Lünette

des Hauptportals durch ein zierliches, bunt gefasstes Schmiedeeisengitter ergänzt.

Das aus dem 14. und 15. Jahrhundert stammende vierreihige Chorgestühl aus Eichenholz hat man 1845 vom Kirchenschiff in den Hochchor versetzt. 1883 wurde in der Nordostecke des Presbyteriums der Bischofsstuhl unter einen Baldachin errichtet.

Die Aussenwände und Pfeiler der Kathedrale sind belegt mit mehr als 70 Epitaphien und (ursprünglich im Boden der Kirche eingelassenen) Grabplatten.

Das Restaurierungskonzept

Drei wesentliche Gründe führten im Jahr 2001 zur Auslösung der Konservierung und Restaurierung:

1. 75 Jahre nach der letzten Renovation des Innenraumes war die Kathedrale und deren Ausstattung stark verschmutzt. Die Obergadenwände und die Gewölbe waren dunkelgrau geworden. Am Steinwerk, vor allem am sandsteinernen Sakramentshaus und an einzelnen Grabsteinen war ein fortschreitender Zerfall durch Salzkristallisation festzustellen.
2. Das spätgotische Hochaltarretabel von 1486–1492 hatte unter der 1938 eingerichteten Warmluftheizung stark gelitten. Die Kreidegründe der Schnitzereien und Figuren samt deren Farbfassungen und Vergoldungen splitterten und waren in kleineren Teilen bereits abgefallen.
3. Die spröden elektrischen Leitungen waren von Fachleuten als gefährliche Schadensquelle eingestuft worden, ihre weitere Verwendung wurde untersagt.

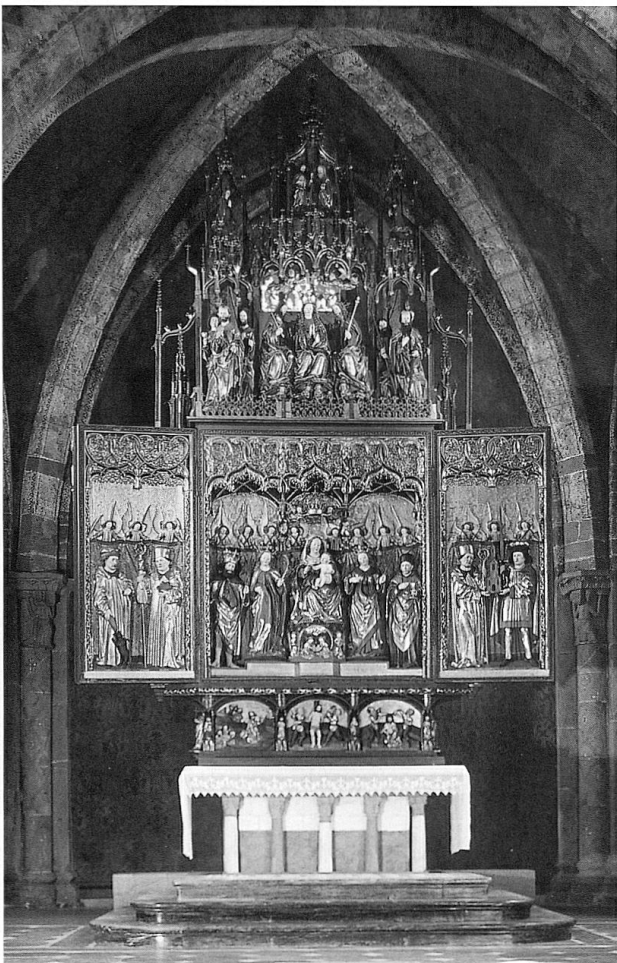
Die spätromanische Kathedrale von Chur ist stark geprägt von der zwischen 1924 und 1926 erfolgten Renovation durch die Architekten Gebrüder Sulser. Damals wurden die Hausteinwände, die Pfeiler und Gewölberippen im Sinne der vom Werkbund empfohlenen Materialgerechtigkeit von Kalkschlämmen und Farbanstrichen befreit. Architekt Walter Sulser wollte damit der Kathedrale wieder ihr mittelalterliches Aussehen zurückgeben. Die jüngst von Restauratoren durchgeführten Farbschicht-Untersuchungen an den originalen Kalkmörtelfugen haben ergeben, dass die Hausteinwände und die Pfeilerbündel zur Bauzeit tatsächlich steinsichtig gewesen sein könnten; auch ein grauer Farbanstich wäre möglich. Die Gurten und Rippen des Gewölbes waren ursprünglich allerdings geschlämmt und bemalt. Alle neuzeitlichen

Epochen vom 16. bis zum 19. Jahrhundert tünchten und bemalten das Steinwerk mit verschiedenen Farbfassungen.

Die Renovation von Walther Sulser war so eingreifend und prägend, dass ein Rekurs auf ältere Farbfassungen, die zudem nur in geringen Spuren vorhanden sind, falsch gewesen wäre. Sulzers Renovationskonzept wurde daher zum Richtmass der jüngsten Restaurierung. Das betraf die Steinoberflächen, die man ohne Farbe und Tünche beliess, zudem den Granitplattenboden in den drei Schiffen, die Buntverglasungen aller Fenster nach Entwürfen von Albin Schweri sowie die Treppen und Gitterabschlüsse zum Presbyterium.

Die Massnahmen

Die grosszügige Spende einer privaten Stiftung ermöglichte es, mit der Konservierung des spätgotischen Hochaltarretabels im Sommer 2001 als erster Etappe der Gesamtmassnahme zu beginnen.



Der Hochaltar des Jakob Russ von 1486–1492 in der Kathedrale St. Mariae Himmelfahrt, Chur. Nach der Restaurierung (Foto: Reto Führer, Felsberg).

Fünf selbstständige Restauratorenfirmen wurden mit dieser aufwändigen Arbeit beauftragt. Alle Arbeiten wie die Reinigung, die Sicherung loser Farbpartikel, die Teilfreilegung der übermalten Gesichter und Hände, aber auch die umfangreiche Dokumentation hatten auf dem zweigeschossigen, erweiterten Werkstattgerüst im Altarhaus der Kathedrale zu erfolgen. Aus Gründen der Kontinuität der Arbeit und wegen des beschränkten Platzes durfte jeder der fünf Restauratoren jeweils eine weitere Mitarbeiterperson beiziehen. Diese Zusammenarbeit unter Restaurierenden verschiedenen Alters und verschiedener Ausbildung erlaubte einen fruchtbaren Austausch von Erfahrungen und Methoden. Neben der begleitenden Fachkommission amtierte ein weiterer erfahrener Restaurator als Bundesexperte.

In der zweiten Konservierungs- und Restaurierungsetappe wurde das Nordseitenschiff durch eingestellte Wände abgetrennt, in diesem durch die Nordseitentüre zugänglichen Raum wurde in einer «Interimskapelle» weiterhin Gottesdienst gefeiert. Zudem konnten die Besucher durch Fenster in der Trennwand das Baugeschehen im Mittelschiff verfolgen.



Kathedrale St. Mariae Himmelfahrt, Chur. Der barocke Rosenkranzaltar im Westjoch des südlichen Seitenschiffs. Nach der Restaurierung (Foto: Reto Führer, Felsberg).

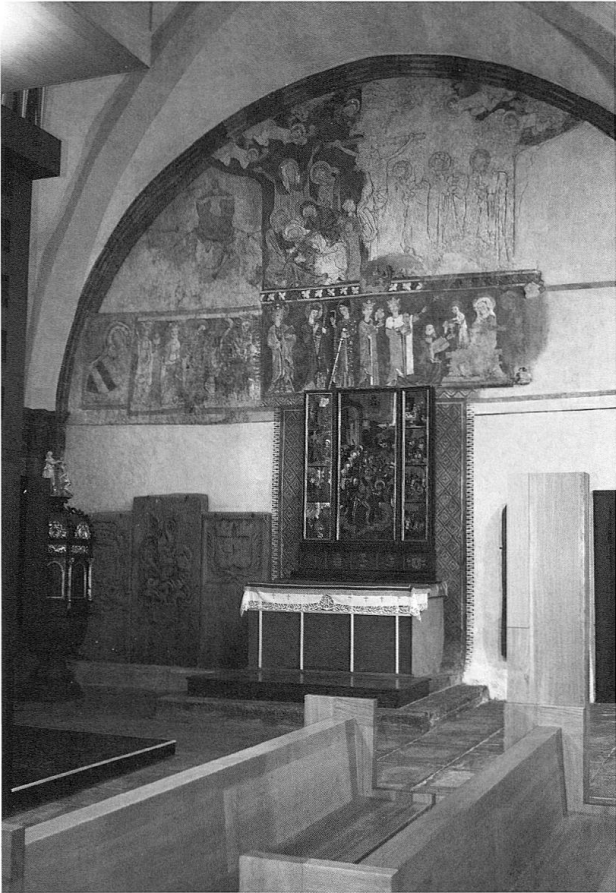
Das Mittelschiff, das Südseitenschiff und die Laurentiuskapelle wurden vollständig einrüstet, ebenso die mächtige Hauptportal-fassade aussen. Die Reinigung und Fixierung des Gewölbestuckes und des Stuckaltars in der Südwestkapelle war eine sehr aufwändige Arbeit. Der von Misoxer Stuckateuren um 1652 angetragene Stuck musste stellenweise neu am Gewölbe befestigt werden.

Die Gewölbeflächen des Hauptschiffes wurden zuerst trocken und dann feucht gereinigt und die Verputze aus verschiedenen Epochen vom Mittelalter bis 1925 mit lasierenden Kalkmalereien eingestimmt. Die Malereien in den Gewölben der Seitenschiffe zeigten wohl noch den Charakter ihrer Entstehungszeit in der Mitte des 17. Jahrhunderts, sie waren jedoch bereits 1925 grossflächig ergänzt und teilweise übermalt worden. Unter Respektierung des überlieferten Bestandes wurden diese Gewölbedekorationen gereinigt, gefestigt und zurückhaltend retuschiert.

Die Gewölbemalereien der bischöflichen Privatkapelle, der Luziuskapelle über dem Ostjoch des Nordseitenschiffes, waren zwar verschmutzt und teilweise durch Wassereinbrüche beschädigt, jedoch nie übermalt worden; ein einmaliger Glücksfall bei einer Deckenmalerei aus dem ersten Viertel des 17. Jahrhunderts, wohl daher rührend, dass die Kapelle lange Zeit nur noch als Abstellraum gedient hat. Zur statischen Sicherung der Kapellenordwand mussten zwar zwei waagrechte Zugstangen eingebaut werden, davon abgesehen konnte der Raum, in dem auch der Mörtelboden noch original war, ohne Ergänzungen oder verfälschende Retuschen gesichert werden.

Neben den Konservierungsarbeiten an den Grabsteinen und Epitaphien im Innern und am Äussern der Kathedrale war die grosse Herausforderung für die Bildhauer und Steinrestauratorinnen die Konservierung der aus Haustein gefügten Westfassade mit dem monumentalen Rundbogenfenster und dem von zwölf Säulen flankierten Stufenportal des 13. Jahrhunderts. Da die Hausteine vor 700 Jahren senkrecht zum Schichtverlauf, also «auf Spalt gestellt» waren, hatten sie unter den Witterungseinflüssen besonders gelitten. In aufwändiger Arbeit wurden die schadhafte Mörtelfugen neu verfüllt. Vor allem aber galt es, die absplitternden Steinflächen mit Dübeln zusammenzubinden. Das dabei verwendete Verfahren ist in dieser Weise wohl erstmals an einer hochmittelalterlichen Hausteinfassade angewandt worden. Zwar bedeuten die Dübellöcher einen Eingriff in die Originalsubstanz, sie ermöglichten es aber, die ursprünglichen Hausteine grossflächig zu erhalten.

Eine ganz besondere Herausforderung bot die Erhaltung des grossen Westfensters über dem Hauptportal. Urkundlich überliefert



Kathedrale St. Mariae Himmelfahrt, Chur. Blick ins Westjoch des nördlichen Seitenschiffs mit den Wandmalereien des Waltensburger Meisters. Nach der Restaurierung (Foto: Reto Führer, Felsberg).

ist eine Scheibenstiftung des 1308 verstorbenen Ritters Ulrich von Flums, von der sich allerdings nichts erhalten hat. Im 19. Jahrhundert war das Fenster mit einer kleinteiligen Holzversprossung geschlossen. 1884 lieferten die Pariser Glasmaler Claudius Lavergne und Söhne das neuromanische Bleiglasfenster mit drei Szenen aus dem Leben der heiligen Elisabeth von Thüringen, eine Stiftung des polnischen Grafen Tyszkiewicz für seine in Chur verstorbene Gemahlin. Die Glasmalerei war als Aussenscheibe hinter einem Maschengitter in einen Eisenrahmen eingelassen. Ein inneres Schutzglas dämmte wohl das Klima zum Innenraum, aber es war kein Wetterschutz für die Glasmalerei. Neu wurde diese mit einem Lüftungszwischenraum als erste Glasschicht im Innenraum befestigt. Gegen aussen folgt ein geätztes und mit dem Eisenrahmen und mit Bleistegen geteiltes Aussenglas. Der Eisenrahmen von 1884 wurde dabei wieder verwendet. Auf das optisch störende Maschengitter konnte verzichtet werden, was die Sicht auf die romanische Fensterleibung mit dem eingestellten steinernen Rundstab wieder freigab. Anhand der historischen Dübellöcher im Fenstergewände wird deutlich, dass sich die Aussenscheibe wieder am Ort der mittelalterlichen Verglasung befindet.



Kathedrale St. Mariae Himmelfahrt, Chur. Das restaurierte Chorgestühl des 14. und 15. Jahrhunderts und die neue Chororgel im Presbyterium (Foto: Peter de Jong, Malix).

An der Nordwand der nordwestlichen Seitenkapelle hatte die Firma Christian Schmidt aus Zürich vor 80 Jahren einen hochgotischen Wandmalereizyklus freigelegt und der damaligen Art entsprechend restauriert. Diese Malereien, eine Kreuzigungsszene, ein Heiligenfries und eine Epiphanie, malte um 1340 der so genannte Waltensburger Meister in den frischen Verputz. Links unten hat sich auch ein Bildstreifen des Rhäzünser Meisters erhalten, dargestellt ist das Wappen der Thumbe von Neuburg, Heilige, ein gerüsteter Ritter als Stifter und die Muttergottes, eine Kalkmalerei um 1370. Darüber sind Reste eines jüngsten Gerichtes aus der Zeit um 1600 zu erkennen. Die Kittungen von 1925 in den Pickelhieblöchern waren aus gipshaltigem Mörtel und mussten durch solche aus Kalkmörtel ersetzt werden. Zudem konnten dank moderner Freilegungsmethoden störende Kalktünchen und Übermalungen entfernt werden. Die mehrschichtig aufgebauten Schattierungen und die raffinierte Maltechnik des Waltensburger Meisters ist nach der Reinigung viel klarer lesbar und die künstlerische Aussage hat dadurch wesentlich gewonnen.

Die seit 1845 im Presbyterium aufgestellten Chorstühle aus dem 14. und 15. Jahrhundert wurden gereinigt und, wo nötig, durch Schnitzereien mit Eichenholz ergänzt. Die vor der Aufstellung im Hochchor offenen Rückwände (Dorsalien) wurden erneut mit weinrot bemalten Brettern hinterlegt, als Schutz vor der Kälteabstrahlung der Hausteine-Außenwände. Beidseits wurde eine erst im 20. Jahrhundert zugefügte dritte Sitzreihe entfernt, so dass das Presbyterium wieder an Raum gewonnen hat.

In der östlichen und westlichen Krypta hatte man 1925 neue Bö-

den eingebaut: Im Ostraum einen roten Klinkerboden, im Westraum einen Granitplattenboden, den der Architekt allerdings rund 33 cm unter das ursprüngliche Niveau legte, wohl um Raumhöhe zu gewinnen. Entsprechende Versuche zeigten, dass die originale, mittelalterlich niedrigere Raumhöhe viel harmonischer war. So wurde das historische Bodenniveau wieder hergestellt und zwar mit einem Kalkmörtelboden. Diesen Bodenbelag wählte man auch in der Ostkrypta, weil der Klinkerboden einen störenden Gegensatz zum restaurierten Régence-Stuck der Decke in den Farben weiss, malachitgrün und lachsrot bildete.

Mit dem Einbau der neuen Bodenbeläge war es gleichzeitig möglich, in den Krypten elektrische Leitungen zu verlegen. Auch eine mittelalterliche Kathedrale benötigt heute ein gewisses Mass an haustechnischen Installationen. Elektroleitungen für die Beleuchtung, die Bankheizung, die Lautsprecher- und Schwerhörigenanlage, die Raum- und Objektüberwachung und den Betrieb des Orgelmotors ergeben zusammen beängstigend viele Kabelstränge von mächtigem Durchmesser. Wenn man heute in der restaurierten Kathedrale kaum etwas davon wahrnimmt, ist dies den planenden Architekten und den ausführenden Technikern zu verdanken. Da eine Leitungsführung im Boden des Schiffs wegen der unmittelbar unter den Bodenplatten und Banklagern liegenden archäologischen Befunde nicht möglich war, mussten andere Leitungswege gesucht werden. Der Hauptkabelstrang führt von der Elektrozentrale in der südostseitigen Sakristei über eine bestehende Steigleitung in den Dachraum des Südseitenschiffs, von dort nach Westen bis zur Emporentreppe und durch den Boden der neu erbauten Orgelempore zum nördlichen Orgelturm, dann auf den Kirchenboden hinter und zu den hölzernen Bankfeldern im Hauptschiff. Wo immer möglich, wurden bestehende Durchbrüche wieder verwendet. Die Eingriffe in die historische Substanz der Böden, Mauern und Verputze konnten so auf ein Mindestmass beschränkt bleiben.

Sieben Bauteile der Ausstattung waren bei der Restaurierung neu zu gestalten und zu erstellen: Die beiden Orgeln samt der Sängerempore, die neuen liturgischen Orte, das Abschlussgitter zur Krypta, die Bänke und Stühle im Schiff, die beiden Beichtstühle und die gesamte Beleuchtung.

Die bestehende Orgel auf der Westempore bestand aus 25 Registern der Goll-Organ aus Luzern von 1886 und 27 Registern der Orgel von 1938 von Franz Gattringer aus Horn. Dieses 52-registrige Werk war, nach der einhelligen Meinung aller beigezogenen sechs Orgelexperten, nicht mehr restaurierbar. Die 1938 umgebaute, wenig qualitätsvolle Empore musste ebenfalls ersetzt werden.



Kathedrale St. Mariae Himmelfahrt, Chur. Blick gegen Nordwesten. Nach der Restaurierung (Foto: Peter de Jong, Malix).

Nach dem Entwurf der Architektengemeinschaft Rudolf Fontana und Gioni Signorell wurde von der Firma Kuhn in Männedorf eine neue Hauptorgel mit 42 Registern gebaut. Aus dem alten Instrument konnten noch 23 Goll-Register übernommen werden. Die zweitürmige Orgel hat nicht nur Werkteile auf der Empore, auch in beiden Seitentürmen unter der Empore sind einzelne Register eingebaut. Die 15 Tonnen schwere Orgel steht auf zwei grossen Stahlplatten, welche die darunter liegenden archäologischen Befunde, nämlich mittelalterliche Mauern, Böden und Gräber schonen und schützen. Die Statik der Empore für die Orgel und die 42 Sängerinnen und Sänger des Domchores gewährleisten zudem zwei senkrechte Stahlwände beidseits des Hauptportals.

Als Gegenstück zum Bischofsstuhl von 1883 war bereits 1863 von der Firma Kuhn und Spaich in Männedorf eine zehnregistrierte Chororgel gebaut worden und zwar, in formaler Anlehnung an das Chorgestühl, mit einem Eichenholzgehäuse neugotischen Gepräges. Von dieser Orgel, die 1960 entfernt worden war, haben sich leider nur noch wenige Gehäuseteile erhalten, sodass eine Rekonstruktion nicht in Frage kam. Ebenfalls nach dem Entwurf der Architekten baute die Firma Späth in Rapperswil eine neue Chororgel im Umfang von acht Registern. Die beiden neuen Orgelgehäuse sind aus dunkel gebeiztem Elsbeerholz gebaut und fügen sich als zeitgenössische Formen in den Kirchenraum.

Nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil war 1967 im östlichen Mittelschiffsjoch eine neue Volksaltarzone aus Kunststein und Holz errichtet worden. Damals hat man auch die Schiffsbänke aus Holz mit Stahlstützen neu gestaltet. Beide Massnahmen waren

1967 als Provisorien gedacht. Sie sollten schliesslich fast 40 Jahre ihren Dienst versehen.

Die liturgischen Orte wurden von Gioni Signorell auf einem zweistufigen grossen Podest aus Granitplatten neu gestaltet. Der Altar und der Ambo sind aus sandsteineren Blöcken vom oberen Zürichsee und solchen aus weissem Laaser Marmor (Vinschgau) gefügt. Der Bischofsthron besteht aus Sandstein, der neue Taufstein aus Laaser Marmor. Die Verwendung von Sandstein hat ihr Vorbild im spätgotischen Sakramentshaus, der Marmor aus Laas war schon vor 1200 Jahren in der karolingischen Kathedrale für Chorschranken verwendet worden.

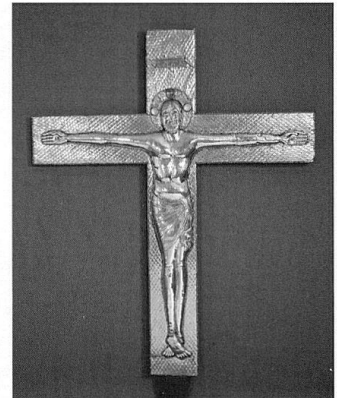
Hinter dem neuen Altar öffnet sich ein flacher Bogen als Zugang zur Krypta. Diese Öffnung wurde neu durch ein Stabgitter in Bronzeguss geschlossen, in dem sich zwei Flügel öffnen lassen; auch diesen Gitterabschluss hat Architekt Signorell entworfen.

Die Bänke im Schiff sind neu gestaltet und in massivem Eichenholz geschreinert. Der Boden in den Bankfeldern ist aus breiten Fichtenbrettern gefügt und bewusst unbehandelt belassen, so wird er mit den Jahren eine silbergraue Patina erhalten, wie wir sie in historischen Bauten bewundern.

Metallrestauratoren reinigten und konservierten die spätgotischen Gittertüren des Sakramentshäuschens, das Abschlussgitter der Sakramentsnische in der Laurentiuskapelle, das Gitter im Altarblock des Kryptenaltars und die Abschlussgitter zur hinteren Krypta und zum Presbyterium. Die Zierden der neun Altäre und die im Gebrauch stehenden liturgischen Geräte wurden ebenfalls sorgfältig und fachkundig instand gestellt, so auch, als bedeutendste Stücke, eine spätgotische Monstranz und das spätromanische Altarkreuz.

Mit grosser Sorgfalt wurde die Beleuchtung gewählt. Sie besteht aus schlichten Milchglas-Pendelleuchten, deren Einrichtung mit feinsten Bohrlöchern im Gewölbe möglich war. Die Lichtstärke lässt sich nach Bedarf regeln, sodass die eindruckliche Raumwirkung des spätromanischen Gotteshauses nicht beeinträchtigt wird.

Die Kathedrale von Chur zeigt sich nach siebenjährigen Instandstellungsarbeiten im alten authentischen Glanz. Ihre reiche Geschichte ist für den Laien weiterhin spürbar und ablesbar. Auch unser Epoche hat durch das Hinzufügen zeitgenössischer Ausstattungsstücke die Biographie des Bauwerks fortgesetzt.



Kathedrale St. Mariae Himmelfahrt, Chur. Spätromanisches Altarkreuz wohl des 13. Jahrhunderts. Nach der Restaurierung (Foto: Beatrice Pfeiffer).

Hans Rutishauser ist Denkmalpfleger des Kantons Graubünden.

Adresse des Autors: Dr. Hans Rutishauser, Denkmalpflege Graubünden, Loëstr. 14, 7000 Chur

Kleine Fenster in grosse Vergangenheit

Die aktuelle Kathedralrestaurierung aus Sicht des Bauforschers

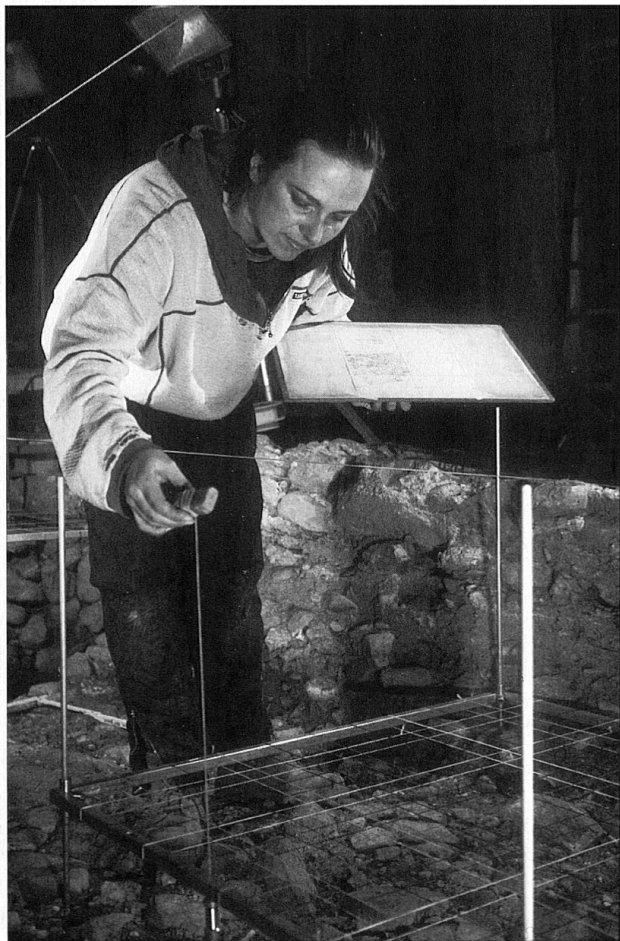
Manuel Janosa

Das Bistum Chur blickt auf eine lange Vergangenheit zurück. Aus dem Jahre 451 stammt die erste urkundliche Erwähnung eines Churer Bischofs.¹ Fälschlicherweise wird diese Urkunde oft als Nachweis einer ersten Kathedralbautätigkeit verstanden. Aber Asinio, der damalige Bischof von Chur, dürfte kaum der Begründer des Bistums und Erbauer der ersten Kathedrale gewesen sein.²

Als einer der Ersten begab sich Walther Sulser, zusammen mit seinem Bruder Emil der Architekt der letzten grossen Kathedralrenovation von 1921 und 1924–1926, auf die Suche nach den Anfängen des Bistums. Dass mit Sulser ein bauhistorisch interessierter und archäologisch durchaus versierter Architekt die vorangegangene Renovation leitete, ist für die jetzt Forschenden ein Glücksfall. Neben seiner Tätigkeit am Bau erkundete er die Entwicklungsgeschichte der Churer Kathedrale, und dies zu einer Zeit, da Mittelalter- und Kirchenarchäologie noch in den Kinderschuhen steckten. Obwohl Sulser damals nur durch Wenige unterstützt wurde und – im Vergleich zu heute – weder über eine genügende technische Ausrüstung noch über ausreichende Untersuchungszeit verfügte,³ hat er mit dem stellenweise Freilegen von Vorgängerbauten einige Grundzüge der Baugeschichte früh erkannt. Die damaligen Untersuchungsergebnisse fanden Eingang in Erwin Poeschels Beschreibungen der Churer Kathedrale, welche sich auch dem heutigen, zwischen etwa 1151 und 1272 entstandenen Bau ausführlich widmen.⁴ Trotzdem gilt die Kathedrale unter Fachleuten als wenig erforscht. Walther Sulser ist es freilich zu verdanken, die Grundlagen für zukünftige Forschungen geschaffen zu haben.

Doch, wann sollen diese stattfinden? Einer der Hauptaspekte bei Planung und Ausführung der jüngsten Kathedralrestaurierung war der behutsame Umgang mit der bestehenden Bausubstanz. Gemäss dem Credo, den Umbau möglichst schonend, also ohne grössere Eingriffe in Böden und Wände durchzuführen, waren im Projekt keine umfassenden bauarchäologischen Untersuchungen vorgesehen. Dass die bauforschende Archäologie dennoch tätig wurde, hatte aber seinen guten Grund. Denn – trotz diskreter

Vorgehensweise – war eine maximale Erhaltung sämtlicher bestehender Oberflächen an Wand und Boden weder möglich, noch in einigen Fällen erstrebenswert. Eingriffe in die Bausubstanz waren unvermeidbar, sei es um elektrische Leitungen unter den Boden zu legen, einen durch Feuchtigkeit mürbe gewordenen Wandputz zu ersetzen oder mittels Bodensondierungen statische Abklärungen im Zusammenhang mit dem Emporenneubau zu ermöglichen. An allen diesen Stellen, und waren sie noch so klein, konnten Bauteile oder Schichten aus irgendeiner Epoche der heutigen Kathedrale oder aus früherer Zeit festgestellt werden.⁵ Einige dieser Befunde mussten auch teilweise abgebaut und entfernt werden, was ausführliche Untersuchungen voraussetzte. Gerade weil – wie in diesen Fällen – nur ein kleiner Ausschnitt einer grösseren Struktur sichtbar ist, liegt die Deutung eines vorliegenden Befundes oft nicht auf der Hand. Bauliche Zusammenhänge erschliessen sich so häufig erst, wenn mehrere Indizien an verschiedenen Stellen auf dieselbe Auslegung hinweisen. Und oftmals bleibt die Deutung auch im Dunkeln.



Zeichnerische Aufnahmen mit Hilfe eines Rasters (Foto: Archäologischer Dienst Graubünden).

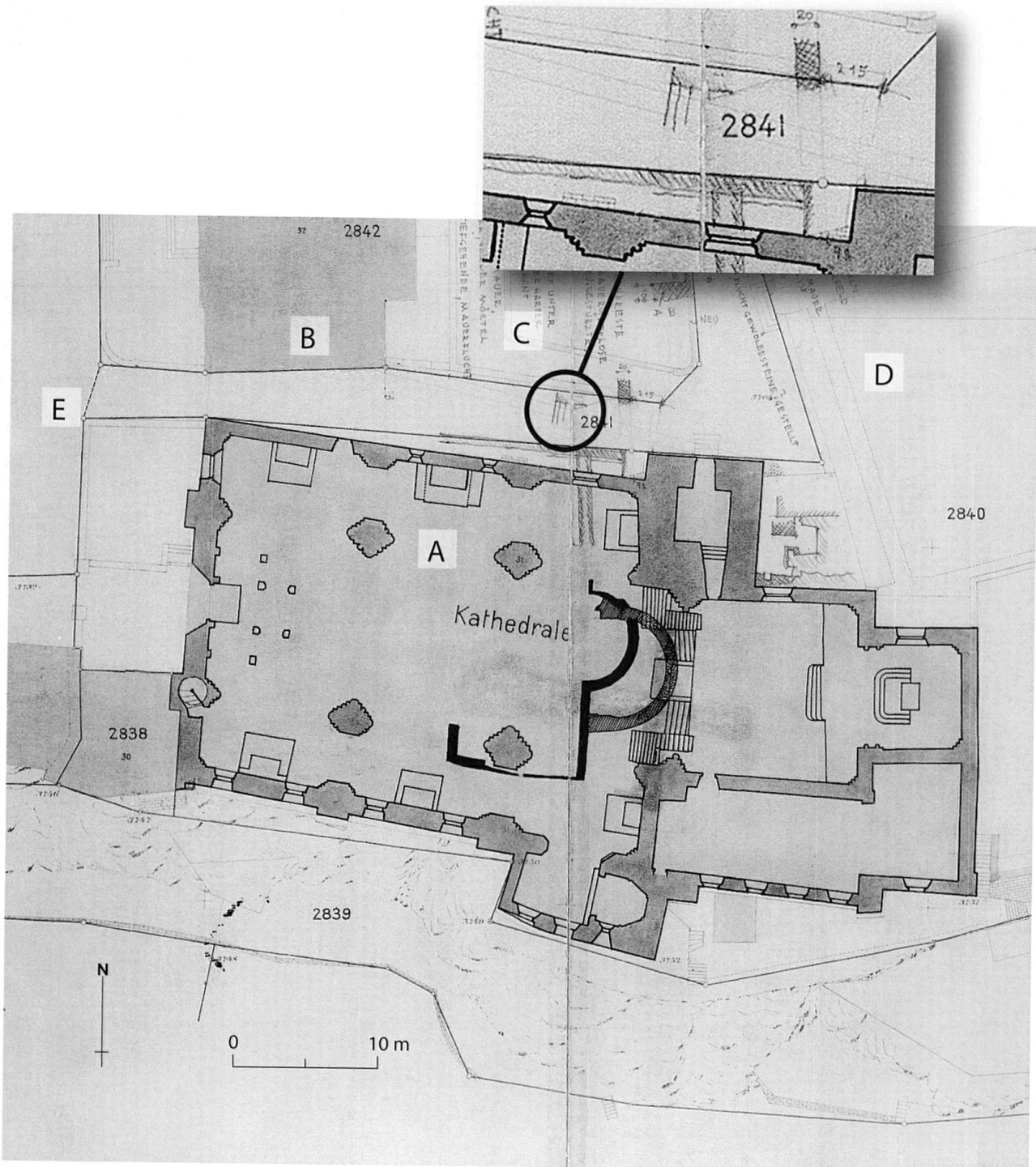
Dennoch begann die Kathedrale auf diese Weise einige kleine Fenster ihrer Geschichte einen Spalt weit zu öffnen. Da aber in erster Linie das aktuelle Restaurierungsprojekt und nicht die Forschung vorgab, wo die «Geschichtsfenster» geöffnet wurden, produzierte die Baustelle mit fortschreitender Dauer eine riesige Menge an baugeschichtlichen Informationen unterschiedlichster Art und Zeitstellung. Die zurzeit laufende Auswertung der archäologischen Befunde wird zeigen, wie viele dieser Informationen zu aussagekräftigen Resultaten führen.

Die Treppe in der Gasse

Dass es trotz den genannten Einschränkungen bereits möglich war, im aktuellen Auswertungsstand Fragen zur Baugeschichte

Der bischöfliche Hofplatz und die Kathedrale. Blick gegen Osten. Aquarell von 1829 (Original im Diözesanarchiv Chur).





Grundriss der Kathedrale mit nördlich angrenzender Gasse. Plan von Walther Sulser mit archäologischen Befunden und Notizen von 1921 und den Vierziger Jahren des 20. Jahrhunderts. Mst. 1:500 (Original Denkmalpflege Graubünden).

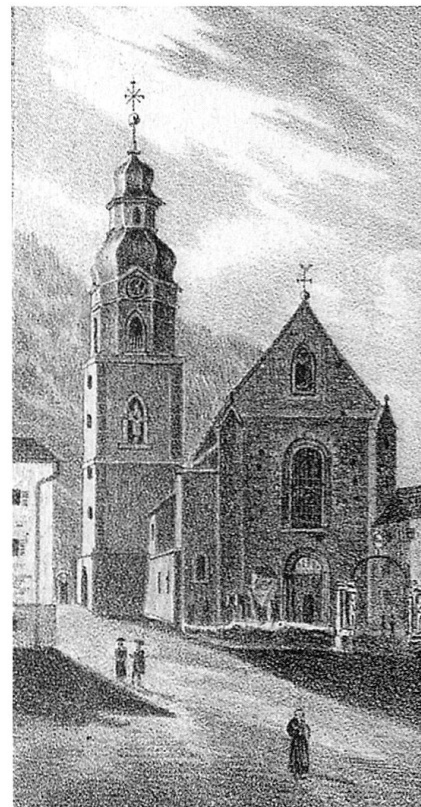
Legende

- A = Kathedrale
- B = Kustorei
- C = Garten östlich Kustorei
- D = Oberer (Haupt-) Friedhof
- E = Hofplatz
- Im Kreis: Treppen- und Mauerreste in der Gasse

der Kathedrale zu beantworten, soll an einem Beispiel verdeutlicht werden. Wir wenden uns dafür dem Bereich der nördlich des Kathedralbaus verlaufenden Gasse zu, die den Hofplatz mit dem oberen Friedhof verbindet. An dieser Stelle zeichneten sich archäologische Untersuchungen von etwas grösserem Umfang ab. Das Restaurierungskonzept sah hier nämlich – ausser der Erneuerung des bestehenden unterirdischen Leitungsnetzes – den Neubau einer Treppenanlage vor, welche den steilen, rampenartigen Weg ersetzen sollte.

Daselbst war es Walther Sulser, der erstmals den Untergrund erforschte, als er 1921 Rohre für die Ableitung des Kirchendachwassers einlegen liess. Zur selben Zeit wurde entlang der Schiffsnordwand ein Graben mit Stützmauer angelegt, welcher die Kirchenmauer vor Feuchtigkeit schützen sollte. Bei diesen Arbeiten stiess Sulser auf verschiedene ältere Mauern und – beinahe mitten in der heutigen Gasse – auf Reste einer gemauerten Treppenanlage. 1944 liess er die Zufahrt zum oberen Friedhof verbreitern und schuf die aktuelle Umfriedung des östlichen Kustoreigartens. Auch dabei konnte er ältere Mauern beobachten. Weitere Untersuchungen stellte er 1958 an, als er die Nordfassade der Kathedrale mit einem neuen Verputz versah. Im Jahre 1965 – also 44 Jahre nach seinen ersten Beobachtungen an dieser Stelle – grub er während der Erschliessung einer im Glockenturm eingebauten Toilette wieder in der Gasse und spürte dabei nochmals dieselben Treppenreste wie 1921 auf. Walther Sulser vermutete in den vorgefundenen Strukturen Überreste eines ehemals hier liegenden Kreuzgangs, welcher in spätmittelalterlichen Quellen als Ort von Grablegungen bezeichnet wird.⁶ Eine Vorstellung von einem unmittelbar nördlich an die Kathedrale angebauten Gebäude vermittelt das auf Seite 385 abgebildete Aquarell, das laut Erwin Poeschel aus dem Jahre 1829 stammt. Das Bild zeigt den bischöflichen Hofplatz und die Kathedrale von Westen. Nördlich an die Kirche angebaut befindet sich ein Gebäudekomplex in ruinösem Zustand – Folge des Hofbrandes von 1811. Der nach dem Brand von Grund auf neu errichtete Glockenturm – erbaut zwischen 1828 und 1829 – ist aber bereits vollendet. Nur kurze Zeit nach der Entstehung des Aquarells wurden die Gebäuderuinen des Kreuzgangs abgerissen und machten der 1829–1830 gebauten, neuen Domkustorei Platz,⁷ womit nördlich der Kathedrale erstmals eine Gasse entstand.

Während den jüngsten Ausgrabungen 2003–2004 in dieser Gasse konnten alle noch erhaltenen Teile der von Sulser zweimal tangierten Stufenanlage freigelegt werden. Der Fuss der Treppe be-



Kathedrale, nördliches Gässchen und Domkustorei (links im Bild). Lithographie von Johann Thomas Scheiffele, 1830–1832. Blick gegen Osten (Original im Rätischen Museum; Inv. Nr. H 1963.99.8).

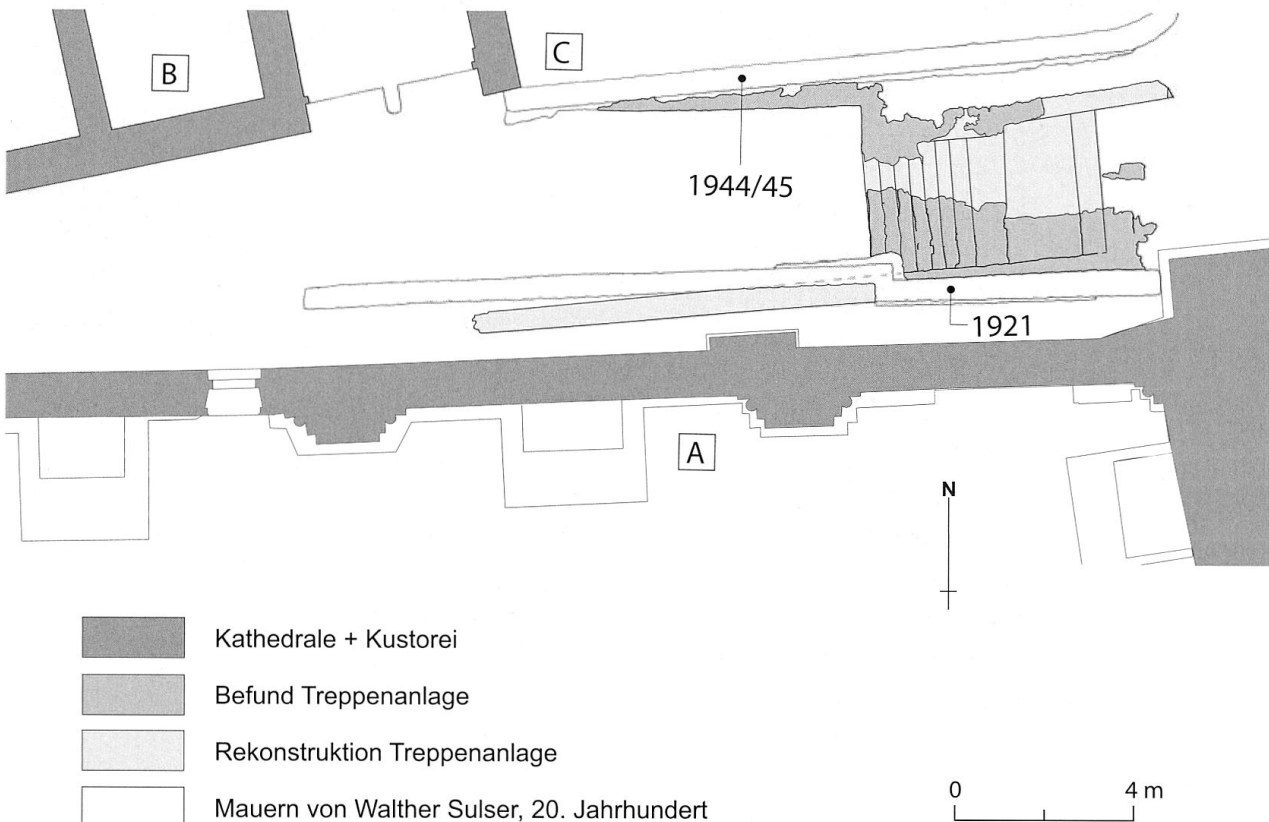
fand sich sechseinhalb Meter westlich des Glockenturms. Über acht Stufen führte sie in östliche Richtung zunächst auf ein Podest, wo weitere, nur noch rudimentär erhaltene Stufen anschlossen. Als Baumaterial für die Anlage dienten Bruch-, Fluss- und vereinzelt Backsteine. Die ursprüngliche Abdeckung der Stufen, flache Steinplatten, ist nur noch fragmentarisch erhalten. Deutlich erkennbar war der Anschluss des Stufenfundaments an den Glockenturm, womit sich eine erste Datierung – sicher nach dem Turmbau 1829 – für die Treppenanlage ergab. Flankiert wurde die Treppe ursprünglich von Wangenmauern, die gleichzeitig mit den Stufen gebaut worden waren. Die nördliche der beiden Mauern bildete damals zugleich die Begrenzung zum dahinter liegenden Kustoreigarten. Die südliche Wangenmauer setzte sich früher in westliche Richtung, also gegen den Hofplatz hin fort, wie auf dem Grundrissplan von Sulser noch zu erkennen ist.

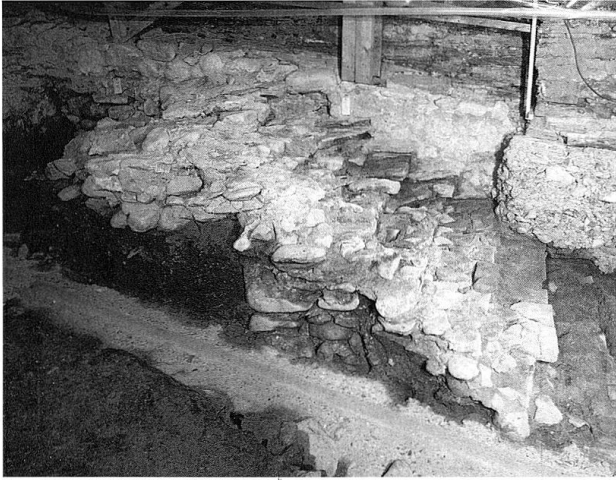
Dank der in den letzten Jahren systematisch betriebenen Archiv- und Quellenforschung ist es heute möglich, den eigentlichen Grund für den Bau dieser südlichen Wangenmauer aufzuzeigen.⁸ Wie dem Protokoll einer Domkapitelsitzung vom 4. August 1846 zu entnehmen ist, beabsichtigten die Domherren schon damals einen Graben entlang der Schiffsmauer anzulegen, um die Kirche

Grundrissplan der Gasse mit 2003/04 freigelegter Treppenanlage und Wangenmauern (Plan: Archäologischer Dienst Graubünden).

Legende

- A = Kathedrale
- B = Kustorei
- C = Garten östlich Kustorei





Fundamentreste der 2003/04 freigelegten Treppenanlage. Blick nach Süden (Foto: Archäologischer Dienst Graubünden).

vor Feuchtigkeit zu schützen.⁹ Damit dieser Graben abgestützt sei, sollte eine Nebenmauer (zur Kathedrale) errichtet werden. Gemäss der Niederschrift entstand damals auch die Idee, gleichzeitig mit der Grabenstützmauer eine Treppe in die Gasse zu bauen. Allzu lange wird die Stufenanlage jedoch nicht in Betrieb gewesen sein. Auf einer Fotografie aus den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts ist zwar noch die Nebenmauer des (mit Brettern?) abgedeckten Grabens zu sehen – die Treppe aber ist schon aufgehoben. Spätestens um 1900 dürfte auch der Graben entlang der Schiffsmauer eingefüllt worden sein. Damit verschwand auch die Grabenmauer, der letzte damals noch sichtbare Bestandteil der früheren Treppenanlage, vollends unter dem Boden – um bereits 1921 von Walther Sulser wieder entdeckt zu werden.

Bezug nehmend zur laufenden Auswertung der archäologischen Untersuchungen macht das Beispiel der Treppenanlage auf den ersten Blick zwei Dinge deutlich: Da ist zunächst die Erkenntnis, dass es – trotz sehr eingeschränktem Untersuchungsrahmen – möglich sein wird, zu unzweifelhaften Resultaten zu gelangen. Zum andern zeigt es auf, wie hilfreich eine gründliche Aufarbeitung der historischen Quellen für die Bauforschung ist. Zusätzliche Unterstützung bei der Deutung der festgestellten Befunde versprechen wir uns von den Ergebnissen einer Georadar-Untersuchung des Untergrunds. Mit dieser Prospektionsmethode werden elektromagnetische Wellen in den Boden gesandt, deren messbares Echo Mauern und feste Böden abbilden können.¹⁰ Ein Grundrissplan, welcher die Mauerbefunde aus den Grabungen 1921 und 2003–2007 mit jenen der Georadar-Untersuchung vereint, ist zurzeit in Entstehung.¹¹ Schon jetzt ist darauf ein recht dichtes Netz von Mauerzügen erkennbar. Naturwissenschaftliche



Die Gasse zwischen Kathedrale und Kustorei mit abgedecktem Entfeuchtungsgraben. Fotografie aus den 1860er Jahren. Blick nach Osten (Original im Rätischen Museum; Inv. Nr. H 1962.312).

Datierungsanalysen von Funden der jüngsten Grabung zeigen auf, dass einige der Mauern in die Zeit des schon früher auf dem Hof nachgewiesenen spätantiken Kastells zurückreichen.¹² Wir sind erwartungsvoll, wie weit uns die Vernetzung der verschiedenen Untersuchungsergebnisse noch bringen wird.

Manuel Janosa arbeitet als Grabungstechniker beim Archäologischen Dienst Graubünden.

Adresse des Autors: Archäologischer Dienst Graubünden, Loestrasse 26, 7000 Chur

Endnoten

- 1** Bündner Urkundenbuch. Bearb. von Elisabeth Meyer-Marthaler und Franz Perret. Bd I. Chur, 1955, Nr. 2.
- 2** Reinhold Kaiser. Churrätien im frühen Mittelalter. Basel, 1998, S. 96–97.
- 3** Das Gerücht, wonach er nächstens, einzig begleitet durch den damaligen Dompfarrer und späteren Bischof Christian Caminada Ausgrabungen vornahm, ist unbestätigt, aber sinnbildlich.
- 4** Erwin Poeschel. Zur Baugeschichte der Kathedrale und der Kirche S. Lucius in Chur. In: Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde. 1930/XXXII, S. 99–113, 165–186. – Erwin Poeschel. Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden. Bd VII. Basel, 1948, S. 36–201.
- 5** Vgl. Jahresbericht Archäologischer Dienst Graubünden / Denkmalpflege Graubünden 2003, S. 83–85; 2004, S. 84–86; 2005, S. 85–86; 2006, S. 77–79.
- 6** Walther Sulser. Die Kreuzgänge der Kathedrale und der ehemaligen Klosterkirche St. Luzi in Chur. In: Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte. 1959/1, S. 44–48, Taf. 11.
- 7** Inventar der neuen Schweizer Architektur (INSA) 1850–1920. Bd. 3. Bern/Zürich, 1982, S. 275–276.
- 8** Für wertvolle Hinweise und Zusammenarbeit bedanke ich mich ganz herzlich bei Leza Dosch, Kunsthistorikerin in Chur, Béatrice Keller, wissenschaftliche Mitarbeiterin des Archäologischen Dienstes Graubünden und Albert Fischer, Diözesanarchivar in Chur. – Leza Dosch. Die Kathedrale Chur im 19. und 20. Jahrhundert. Eine Baugeschichte (Arbeitstitel). In: Jahrbuch 2008 der Historischen Gesellschaft von Graubünden (in Vorbereitung).
- 9** Bischöfliches Archiv Chur. Protokolle des Domkapitels, 421.19 Band T (1821–1847).
- 10** Die Georadar-Untersuchung wurde von Jürg Leckebusch von der Firma terra vermessungen ag in Zürich durchgeführt.
- 11** Die Hauptarbeit dazu leistete meine Kollegin Soňa Revová. Ihr gilt an dieser Stelle mein herzlichster Dank.
- 12** Sebastian Gairhos. Archäologische Untersuchungen zur spätrömischen Zeit in Curia/Chur GR. In: Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte. 2000/83, S. 95–108. – Jürg Rageth. Römische Fundstellen Graubündens. Schriftenreihe des Rätischen Museums Chur, 47. Chur, 2004, S. 39–42.